Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 63 (1954)
Heft: 7

Artikel: Die Erde bebt
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-548442

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE ERDE BEBT

Vor uns liegen Stösse von Augenzeugenberichten aus dem Gebiet der algerischen Erdbebenkatastrophe. Beim Lesen überfallen uns Grauen und jene lastende Trauer, die den Menschen seit Jahrtausenden angesichts von Naturkatastrophen erfüllt, eine Trauer, die tief im Urwissen der Geschöpfe unserer Erde wurzelt. Es bedarf keiner allzu grossen Willensanstrengung, die Schrecken und makabren Szenen im Erdbebengebiet aus der Ferne mitzuerleben; wir schöpfen solches Wissen aus den Leiden unzähliger Geschlechter, denen wir entsprungen sind, und damit aus den Urtiefen unseres eigenen Selbst.

In der Nacht vom 8. auf den 9. September, wenige Minuten nach ein Uhr, brachte ein Erdbeben von zwölf Sekunden Tod, Schrecken, Zerstörung, Elend und Not über die ganze Region zwischen den algerischen Gebirgsmassiven von Ouarsènes und Dahra, die das Tal des Cheliff-Flusses begleiten. Dabei wurde die Stadt Orléansville am Cheliff in besonders harter Weise betroffen, doch auch Ténès, Miliana und zahlreiche Douars (Bergsiedlungen) im Norden und Osten von Orléansville, vor allem zwischen Orléansville und Duperré, haben schwer gelitten. In jenen zwölf Sekunden sind über 1400 Menschen von den einstürzenden Mauern erschlagen und über 5000 mehr oder weniger schwer verletzt, Zehntausende obdachlos geworden.

Mit leiser, fast erstickter Stimme erzählten Ueberlebende vom entsetzlichen Unglück und der Ohnmacht der Menschen. Einer davon war Mohamed Bensid. Er war Nachtwächter im völlig zerstörten Hotel Baudouin in Orléansville und, wie jeden Abend, auch am 8. September um 21 Uhr ins Hotel gekommen. «Ich war in einem Sessel der Eingangshalle eingeschlafen. Um 12.45 Uhr erwachte ich plötzlich; mich fror. Höchste Zeit, den Kontrollgang ums Hotel zu tun! Im Augenblick, als ich die Türe hinter mir schloss und ins Freie trat, begann das mörderische Beben. Es war entsetzlich. Rings um mich stürzten die Gebäude in sich zusammen wie Kartenhäuser. Ich schrie nach meiner Frau, nach den Kindern. Während sich die Erde überall vor mir auftat, raste ich wie ein Verrückter zum Haus, in dem ich meine Familie wusste. Ich verlor meine Babuschen, die Füsse bluteten, die Angst um meine Lieben trieb mich durch die Hölle der einstürzenden Mauern. Mein Haus war nur noch ein Schutthaufen. Unter Steinblöcken fand ich meine Frau Aïscha. Sie hatte ein Stück Mauer auf der Brust und schien zu schlafen. Blut floss in dünnem Faden von ihren Lippen. Sie war tot. Ich fand meine drei Knaben: alle drei erschlagen.» —

Der Empfangschef des Hotels des Postes floh beim ersten Schwanken mit Frau und Enkel auf die Strasse. Er erzählte:

«Ich konnte nicht schlafen. Beim ersten Stoss sprang ich auf. Mit meiner Frau, den Enkel im Arm, gelang es mir noch, aus dem Hotel herauszukommen, als schon die oberen Stockwerke mit einem höllischen Lärm einstürzten. Im Dröhnen der stürzenden Wände, durch Schutt und dichte Staubwolken stolpernd, fanden wir schliesslich notdürftigen Schutz. Um uns aber war die Hölle los. Häuser spalteten sich und stürzten ein; die einen rissen die andern im Sturze mit. Ich sah die Kathedrale in einem ungeheuren Wirbel unter Donnerschlägen zusammenbrechen. Die Menschen durchrasten, wahnsinnig vor Schreck und Grauen, fast unbekleidet die verschütteten Strassen; die einen stiessen an die andern, vergeblich suchten sie einen Ausgang aus dieser Stadt, die einem schwankenden Schiffe glich und innert weniger Sekunden nur noch ein Haufen durcheinandergeworfener Steine war. Weitere Stösse folgten, weitere Mauern stürzten, immer mehr Opfer unter sich begrabend. Entsetzen, Panik, Schreie, Röcheln, Brand und undurchdringlicher Staub erfüllten diese Stadt des Grauens.» —

Am nächsten Morgen fielen die Strahlen der Sonne, einer unbarmherzig heissen afrikanischen Sonne, auf Stätten der Verwüstung und der Trauer. Inmitten von Staub und Schutt wurde fieberhaft gearbeitet. Noch während der Nacht waren Feuerwehrleute und freiwillige Helfer eingesetzt worden, um die Ruinen nach Verletzten abzusuchen. Vor Tagesgrauen kam Verstärkung: Alle zivilen und militärischen Ambulanzen von Algier und Oran trafen ein und wurden sofort eingesetzt.

Der Sanitätsdienst von Algier sandte zwei chirurgische Equipen mit Zelten für 100 Betten und ein Feldspital mit 400 Betten. Die Genietruppen schickten eine Kompagnie von 120 Mann, vier Bulldozers und acht Zisternenwagen mit einem Fassungsvermögen von 38 000 Litern Wasser. Von der Infanterie rückten drei Kompagnien ein, um bei den Bergungsarbeiten zu helfen. Verpflegungstruppen langten an mit 35 Köchen, 50 Feldküchen und den Lebensmitteln, um die Obdachlosen zu ernähren. 45 grosse Lastwagen folgten. Die Flugwaffe übernahm die Evakuation der Schwerverletzten von Orléansville nach Algier und den Transport des Sanitätsmaterials; sie bildete eine Luftbrücke. In nächster Umgebung der Stadt hatten die Obdachlosen allerlei Zelte improvisiert, wo sie notdürftig kampierten. Aber viele hatten es vorgezogen, den Ort des Schreckens zu verlassen, sie waren aufs Land geflüchtet, wo aber die Nahrung fehlte. Die beiden Strassen nach Malakoff und Massena waren von Flüchtlingen verstopft. In einem vor Hitze blassen Himmel kreisten DC-3 und Dakotas und warfen ihnen Lebensmittel ab.

In einer drückenden Hitze, in beklemmendem Schweigen, das über der noch aus allen Wunden

blutenden Stadt lag, beerdigte Orléansville die ersten Opfer. Nach der Höllennacht hatte sich Erstarrung auf die Ruinen gesenkt. Eine Totenstadt, war Orléansville dem Militär und der Sanität übergeben worden. Die Männer arbeiteten stumm. Jeder Spatenstich wirbelte Staubwolken auf. Jeder Spatenstich konnte einen Toten zutage bringen. Apokalyptisches Geschehen! Peinigende Furcht verfolgte die Rettungsmannschaften: die Angst vor neuer Katastrophe. Denn die Erde zitterte immer noch. 69 Stösse waren seit dem ersten Stoss gemeldet worden. Von Zeit zu Zeit hoben die Männer den Kopf und lauschten.

Auch die verängstigte Bevölkerung am Rande der Stadt lauschte. Ein Bericht erzählt von diesem Lauschen, von der Angst, vom Alarm der Tiere: «Plötzlich geschah etwas Seltsames. Die erstickten Eselsschreie wurden zum wilden Heulen. Das Tier schlug seine Ohren rückwärts bis zum Halse nieder und hob die Nüstern zum Himmel in einer Art stummer Bitte. Mit einem Sprung kam ein Hund, den ich bis dahin nicht gesehen hatte, aus dem Schatten, mit gesträubtem Haar, und drängte sich leise winselnd an die Beine seines Herrn. Dieser sagte: ‚Es fängt wieder an, die Tiere wissen es.' In der Tat. Die Tiere fühlten das Kommen des Stosses. Kaum hatte der Mann gesprochen, wurde ein leises Grollen hörbar. Auf dem Boden sitzend, fühlte ich jetzt ein leises Zittern. Plötzlich zwei schwache, doch deutliche Stösse. Etwas Schutt fiel herunter. Alle blieben unbeweglich, die Nerven zum äussersten gespannt, das Schlimmste erwartend. Einige Sekunden vergingen in tiefem Schweigen: würde die Erde noch einmal so furchtbar erbeben? Doch es geschah nichts weiteres.» —

Tag und Nacht setzten sich die Aufräumungsarbeiten in Orléansville fort. An die Soldaten und Feuerwehrleute wurden mit einem Desinfektionsmittel durchtränkte Masken verteilt; ein entsetzlicher Verwesungs- und Fäulnisgeruch lag über der unglücklichen Stadt. Die aus den Trümmern geborgenen Leichen waren durch die Hitze in Verwesung übergegangen. Nach kurzer Aufbahrung in einer Turnhalle, die als Kapelle hergerichtet worden war, wurden die Körper rasch der Erde übergeben. Die Identifizierung war in vielen Fällen nicht möglich.

In den Sanitätszelten arbeiteten Chirurgen und Aerzte, arbeiteten die Krankenschwestern ohne Ruhepause. Amerikanische und englische Flugzeuge von den Militärflugplätzen in Gibraltar, Lybien und Marokko ordneten sich der Luftbrücke ein, um Sanitätsmaterial und Lebensmittel herbeizuschaffen. Aus allen Richtungen Algeriens und Frankreichs, durch Lastwagen und Flugzeuge kamen unaufhörlich Lebensmittel und Decken an, die sofort verteilt wurden. Bald setzte auch die internationale Hilfe ein. Kisten und Ballen, mit dem roten Kreuz versehen, wurden ausgeladen.

Diesen ganzen Einsatz fasst ein Augenzeuge zusammen: «Man muss feststellen, dass die Rettungsequipen das äusserste geleistet haben, was Menschenkräften möglich ist. Man muss es gesehen haben, wie Feuerwehrleute, Soldaten, Legionäre, Rotkreuzangehörige, Freiwillige, Zivilpersonen am Wegräumen der Trümmer arbeiteten, um ihnen die Opfer zu entreissen, man muss die Flieger gesehen haben, die in Rekordzeit eine tadellose Luftbrücke aufstellten zur Evakuierung der Verwundeten und mit alten Junkersmaschinen ein unaufhörliches Hin und Her organisierten, mit allen Gefahren des Landens und des Auffliegens auf dem fast unbenützbaren Boden der zerstörten Stadt, man muss die Aerzte und Krankenschwestern gesehen haben, schwankend vor Erschöpfung, die ohne Unterlass pflegten, Erleichterung brachten, operierten — man muss all das gesehen haben, um die Herzwärme solcher menschlichen Zusammengehörigkeit zu würdigen, um sich die Wunder vergegenwärtigen zu können, die diese Wärme vollbringt, man muss das alles gesehen haben, um zu verstehen, dass man ein wenig stolz sein darf, Mensch zu sein.»

Und doch dachte während der Schreckenstage in Orléansville keiner daran, dass auch die Gebirgssiedlungen, die Douars, hätten betroffen sein können. Fast sind wir erstaunt, dass während dreier Tage keiner das Unglück dieser Siedlungen kannte. Da ist zum Beispiel Beni Rached, eine Siedlung von einigen tausend Seelen, nur etwa 25 Kilometer von Orléansville entfernt, ein Dorf, das im Zentrum des Erdbebens lag und von dem die Welt erst nach drei Tagen erfuhr, dass es über 300 Tote, einige hundert Verletzte und 1700 zerstörte Häuser zählt. «Wir blieben hier, starr, leblos», erzählt ein Ueberlebender, «und erwarteten die Hilfe wie ein Wunder. Wir begruben die Toten, halfen den Verwundeten . . . und warteten. Wir hatten nichts zu essen. Unsere Herden waren ins Gebirge geflohen. Wir warteten. Wir konnten keine Hilfe holen, da alle Wege verschüttet sind.»

Wie konnte man sie vergessen? Es ist nicht so verwunderlich, wenn man ihr Leben kennt. Seit den biblischen Zeiten scheint sich in Beni Rached und in den andern Douars nichts geändert zu haben, weder im Bau der Hütten noch in der Bekleidung und Lebensweise der Bewohner, noch in ihrer Sprache. Sie leben, gänzlich vergessen, ihr abseitiges Leben. Keine Strassen verbinden sie mit der Aussenwelt. Ein Journalist beschreibt die Gegend mit folgenden Worten:

«Ich habe die Berggegenden durchstreift und verstehe nun, wie schwer es ist, die Grösse des Unglücks festzustellen. Ausser den beiden Mittelpunkten Orléansville und Ténès liegen nur Höhenzüge mit roter Erde, an denen einige vereinzelte Dörfer kleben. Keine Strassen, nur enge Steinwege führen in die Douars, die fast ausschliesslich von eingeborener Bevölkerung bewohnt werden. Um zu ihnen zu gelangen, muss man stundenlang unter einer unbarmherzigen Sonne, die kein Schatten mildert, gehen. Man muss diese Hügel besteigen, ohne einem Menschen zu begegnen . . .»

Ein anderer Journalist berichtet von seiner Ankunft in Beni Rached:

«Der Jeep fährt in den Douar. Hunderte von Eingeborenen in zerfetzten Djellabas, mit schmutzigen Turbanen kauern auf der Erde. Sie haben die schattigen Ecken ausgesucht. Ueberall sieht man Ruinen, Anhäufungen von Feldsteinen und zerbrochenen Ziegeln, Haufen, unter denen vielleicht noch Tote liegen. Von den Hütten ist nichts übrig geblieben. Das Unglück scheint ausser einigen Menschen nur wenige Olivenbäume und Pinien verschont zu haben, die spärlichen Schatten bieten. Darunter Menschen, wie in einen Block gegossen, ein Gewirr verstaubter Füsse, Menschen, deren Fatalismus sie schon vom Unglück, das sie betroffen, entfernt hat...»

Ein anderer: «In der Umgebung von Beni Rached muss der Erdstoss von unerhörter Heftigkeit gewesen sein. Ganze Bergseiten sind übereinandergefallen. Millionen Tonnen Fels und Erde sind verlagert worden, Strassen und Wege verschüttend. Die Erdoberfläche ist wie eine reife Wassermelone aufgeplatzt. Abgründe haben sich geöffnet, in denen Bäume, wohl auch Tiere verschwunden sind. Die Erde ist von Spalten durchzogen, von denen einige zwei Meter Breite und vier bis fünf Meter Tiefe erreichen und die Aufgabe der Rettungsmannschaften äusserst schwierig gestalten. Es gibt keine Wege mehr. Von Beni Rached selbst ist nichts übrig geblieben, keine einzige Mauer. Nur Schutt und zerbrochene Balken liegen in einem Haufen am Hügel. In diesen Ruinen wirken die wenigen Ueberlebenden wie Schiffbrüchige.» —

Die dringendsten Aufgaben nach Erreichen des Douars waren Behandlung der Verletzten und Verteilung von Nahrungsmitteln an die Hungernden. Ueber die erste Hilfe schreiben verschiedene Augenzeugen:

«Gestern traf eine mobile Aerzteequipe von Orléansville ein. Einige hundert Meter von hier, im Schutze der wenigen verschonten Bäume, fanden wir die Chirurgen und Aerzte mit ihrer Equipe von Schwestern und freiwilligen Helferinnen.

Auf einer Materialkiste sitzend, die als Operationstisch dient, wurde gerade eine alte Frau mit schwerer Kopfwunde verbunden. Die Blusen der Aerzte und der Assistenten waren mit Blut und Quecksilberchrom bespritzt. Sich equipenweise ablösend, hatten diese Männer und Frauen ohne Unterbrechung seit 24 Stunden gearbeitet.» —

Leider konnten nicht alle Verwundeten von Beni Rached gerettet werden. Die Unglücklichen waren vier Tage lang in den Ruinen liegen geblieben. Die Pflege, die ihnen die Unverletzten geben konnten, genügte nicht, ihre Leiden zu lindern. Von den Verwundeten der Bergdörfer sind viele gestorben, weil ihnen nicht rechtzeitig Hilfe gebracht werden konnte. Der Geruch in diesen Dörfern war entsetzlich. Hunderte von Toten waren eilig, notdürftig und nur in geringer Tiefe begraben worden. Viele Tote lagen noch unter den Trümmern. Tausende von Fliegen führten über den aufgeworfenen Gräbern ihre Totentänze auf, und am Himmel kreisten unermüdlich die Geier. Die Wunden der Ueberlebenden waren mit Fliegen bedeckt und alle infiziert. Wohl besassen die Aerzte einige Ampullen Serum gegen Tetanus, aber die Reserve war ungenügend. Die Schwerstverletzten wurden, nachdem sie erste ärztliche Hilfe erhalten hatten, mit Helikoptern nach Orléansville und von dort mit Flugzeugen nach Algier gebracht. Doch einige wehrten sich dagegen, fortgebracht zu werden. Panischer Schrecken, das heimatliche Dorf, selbst in Trümmern, zu verlassen, von dem sie sich ihr Leben lang nie weiter als einige tausend Meter entfernt hatten, überfiel sie. Auch das Misstrauen gegen die ärztliche Kunst, die Angst vor den Instrumenten waren gross, oft unüberwindbar. Hören wir die Aerzte:

«In Beni Rached weigerte sich ein Vater heftig, mir sein kleines Mädchen anzuvertrauen, das schreckliche Wunden am ganzen Körper hatte und vom Brand bedroht war...» — «Gestern begann ich im Douar ein kleines schwerverletztes Mädchen zu behandeln, doch seine Mutter riss es mir weg und trug es fort. Sie floh in die Berge, und wir konnten sie nicht wiederfinden. Das Kind wird sicherlich sterben.» — «Eine Frau hatte eine klaffende Wunde am Bein. Der Chirurg desinfizierte sie und begann sie zu nähen. Er wollte die provisorische Operation vollenden, als die Frau plötzlich wegrannte. Sicher hat sie sich einen Verband aus Kuhmist gemacht, was den sichern Tod bedeutet...» — «Ich nahm Hamad seinem Vater Saiah Mohamed weg, der ihn bei sich behalten wollte. Das Kind war schwer verletzt und litt an Knochenbrand. Saiah Mohamed wurde vom Schmerz der Trennung überwältigt: ‚Hamad ist alles, was mir noch übrig bleibt. Wir waren achtzehn in der Familie; vierzehn sind tot. Hamad ist noch mein einziges Kind.'» —

Wohl liegt über den Menschen des ganzen Erdbebengebiets eine fast unwirkliche Ruhe. Aber dass man sich nicht irre! Diese Ruhe berührt in Wahrheit nur die Oberfläche. Hinter der undurchdringlichen Maske der Eingeborenen vor den Ruinen ihrer Heimstätten, hinter der ruhigen Stirn der Franzosen, die die Bilanz ihrer Verluste ziehen, wohnt eine furchtbare Angst, ein Entsetzen, das von einem Augenblick zum andern in eine wilde Panik ausbrechen kann. Es kann vorkommen, dass einer in unbeherrschtes Schreien ausbricht, die gleichen Worte immer wiederholend: «Ça y est, je vous dis, ça y est!»

Welche Grösse aber bezeugte der Gruss eines greisen Arabers in Beni Rached, als er sich vom Arzte verabschiedete! Er berührte Herz und Stirn und fand auf tiefstem Grunde seiner Verzweiflung noch die Kraft, die einfachen, wunderschönen Worte zu sagen: «Dir und all den Deinen Glück!» Er, der seine ganze Familie, er, der elf Angehörige verloren hatte.